



Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

**VALENTINA D'URBANO
MIT ZWANZIG
HAT MAN
KEIN KLEID
FÜR EINE
BEERDIGUNG**

ROMAN

Aus dem Italienischen von
Constanze Neumann

Deutscher Taschenbuch Verlag



Deutsche Erstausgabe 2014
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2012 Longanesi & C. – Milano
Titel der italienischen Originalausgabe:
›Il Rumore dei tuoi passi‹
(Longanesi 2012)

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: glanegger.com, München,
unter Verwendung eines Fotos von
Christoforos Mechanezidis
(www.stolenmoments.de)

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Stempel Garamond 10/14

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24999-7

*Auch die Ärmsten der Armen
brauchen eine Geschichte*

1

24. Juni 1987

Für sie waren wir die Zwillinge.

Sie sagten, wir würden gleich aussehen, auch wenn wir uns überhaupt nicht ähnelten.

Sie sagten, weil wir immer zusammen waren, würden wir uns gleichen wie ein Ei dem anderen.

Ich ging über den Platz vor der Kirche.

Die weißen Kieselsteinchen rutschten mir in die Sandalen und taten mir an den Füßen weh. Aber ich achtete nicht darauf, sondern ging weiter, um in den Schatten zu kommen.

Von weitem sieht die Kirche des Viertels wie ein riesiger grauer Quader aus, der irgendwie zwischen den Häusern klemmt. Als hätte man ihn da hineingerammt, mit Gewalt in ein Loch gedrückt, in das er eigentlich nicht passt. Aber nun steht die Kirche schon seit Jahren dort, und aus der Nähe sieht man, was sie eigentlich ist: fünfzehn Meter Zement und kleine Fenster, die von außen schwarz aussehen, ein schweres Portal und auf der Spitze ein schiefes, verrostetes Kreuz, das nur durch ein Wunder noch da oben ist.

Sie wird Pagode genannt.

Alles hier hat einen Spitznamen. Aus der Kirche ist die Pagode geworden. Aus dem Viertel La Fortezza, die Festung.

Wir waren die Zwillinge.

Auch heute habe ich gehört, dass sie uns so nannten.

Es waren viele gekommen, ganz viele, und alle flüsterten dasselbe. Ich drehte mich nicht um, sondern ging langsam über den glänzenden Boden der Kirche weiter, und die Menge teilte sich, um mich durchzulassen. Alle schauten mich an, aber heimlich, es gehört sich nicht, das offen zu tun.

Ich kam mir wichtig vor, im Zentrum der Welt, und es ist absurd, dass mir das ausgerechnet hier passieren musste. Ich spürte, wie alle Augen auf mich gerichtet waren, und alle hatten sie den blöden Gesichtsausdruck, den man hat, wenn man nicht weiß, was man machen soll.

»Keine Sorge«, hätte ich gern gesagt, »das weiß nie jemand.«

Ich legte eine Sonnenblume auf den Sarg und beugte mich hinunter, um das Holz dort zu küssen, wo sein Kopf sein musste.

So langsam, wie ich gekommen war, ging ich wieder raus aus der Kirche.

Vom Kirchplatz aus hat die Sonnenblume so wuchtig ausgesehen, als würde sie alles andere überdecken.

Sie nannten uns die Zwillinge, keine Ahnung, wie sie mich in Zukunft nennen. Vielleicht benutzen sie ab jetzt meinen richtigen Namen.

Ich heiße Beatrice. Der Name ist was Besonderes und hier nicht üblich.

Meine Mutter hatte den Namen im Fernsehen gehört, in einer Sendung, in der es um eine Prinzessin ging, und wollte mich so nennen. Vielleicht gefiel ihr das mit der Prinzessin, keine Ahnung, ich habe nie gefragt.

Heute ist ein schöner Tag, noch ist der Himmel über La Fortezza blau.

Ich bin zurück in die Kirche gegangen und bis zum Schluss in der vordersten Reihe sitzen geblieben. Ich habe der Messe zugehört, bin in den richtigen Momenten aufgestanden und habe so getan, als würde ich wie alle anderen beten, als wäre alles okay und als wäre ich nicht total am Ende, eigentlich fielen mir die Augen zu und mir war speiübel.

Ich hab sogar so getan, als wäre mir diese ganze lächerliche Vorstellung wichtig, die Blumensträuße am Sarg, die vollgestopfte Kirche.

Damit alle zufrieden waren, hatte ich die Mundwinkel zu etwas angehoben, das wie ein trauriges Lächeln aussehen sollte, und tat so, als würden die Floskeln und peinlichen Umarmungen mir was bedeuten.

Don Antonio sagte, dass er ein guter Junge war, bei allen beliebt, dass wir für seine Seele beten sollten, Sorgen brauchten wir uns nicht um ihn zu machen, denn wenn der Herr einen so jungen Menschen zu sich ruft, dann, weil er ihn besonders liebt und im Himmelreich haben will.

Aber ich konnte mich noch so anstrengen, ich sah Alfredo einfach nicht im Himmel.

Der Pfarrer redete weiter über ihn, als hätte er ihn schon immer gekannt, als hätte er ihn gestern noch gesehen. Er sagte noch mal, wie freundlich er war. Ein netter Junge. Herzensgut. Der sicher in den letzten Augenblicken seines Lebens an seine Familie und an die Menschen gedacht hat, die ihn liebten.

Ich hätte vor Wut ausrasten können bei diesem Gerede.

Ich weiß, dass Alfredo nicht gut war, dass ihn niemand geliebt hat. Denn wenn du jemanden hast, der dich liebt, ist es unmöglich, allein wie ein Hund zu verrecken.

Wenn du jemanden hast, der dich liebt, hast du eine Chance durchzukommen.

Ich weiß nur, dass Alfredo ein Idiot war. Ein Schwachkopf, von Anfang bis Ende, sein ganzes Leben lang. Der hat an nichts gedacht, als er krepirt ist, wahrscheinlich hat er es nicht mal mitbekommen.

Er hat nie was mitbekommen, Alfredo rutschte einfach immer in alles rein. Er war eine Heulsuse, ein Schlägertyp mit Rotznase, einer von denen, die du ohrfeigen willst, sobald du sie siehst, einer von denen, die dir auf die Nerven gehen, einfach nur weil sie da sind. Ich konnte diesen Alfredo nicht ausstehen.

Und ich hatte ihn lieb, mehr als ich je gedacht hätte. Jetzt weiß ich das.

Ich gehe weg. Heute Abend gehe ich weg aus La Fortezza. Dieser Ort aus verfallenen Häusern und staubigen Straßen mit altem löchrigem Asphalt ist zum Kotzen. Sie haben ihm einen alten, poetischen Namen verpasst, aber hier ist nichts vornehm. Wir brauchen keine Festung. Wir müssen uns gegen uns selbst verteidigen, und da sind Mauern völlig überflüssig.

Alfredo hat gesagt, dass wir uns fügen müssten und dass es besser wäre, sich zufriedenzugeben, dass das Leben hier wäre wie der Sturz in einen Trichter, du wirst reingesogen und kommst nie mehr raus. Er hat sich geirrt. Ich kann auch draußen leben, ich will jemand anderer sein, irgend jemand anderer. Hauptsache jemand anderer als jetzt.

Ich will nicht, dass sich der abgestandene Geruch der dunklen Hausflure an mich heftet, ich will nicht den Dreck dieser Straßen einatmen, ich bleibe nicht hier, um die weißen Häuser anzustarren, mit ihren illegalen Antennen, die aussehen wie Spieße, Häuser, von denen sich der Putz löst, abbröckelt und zerfällt wie manche Leben.

Ich will nicht sein fehlendes Stück sein. Ich will nicht nur die sein, die ihn überlebt hat.

Und ich weiß, dass er mir fehlen wird, auch wenn ich es nie schaffen werde, das zuzugeben. Ich werde so tun, als wäre nichts, ich werde so tun, als hätten diese Jahre keine Spuren hinterlassen, ich werde so tun, als hätte ich sie vergessen oder nie erlebt.

Heute Abend gehe ich weg, ich breche alle Brücken hinter mir ab und will alles vergessen, sein Gesicht, seine Stimme, den Ort, wo er gelebt hat und wo ich lebe. Ich will auch meine Straße vergessen. Ich werde lernen, mir den Namen einer anderen Straße zu merken, so weit weg von hier wie möglich. Ich will alles vergessen und nie wieder zurückkommen. Ich lasse Stücke von mir hier, und ich werde nicht einmal die Scherben einsammeln, die ich unterwegs verliere. Es ist mir lieber so. Ich bin zufrieden damit, wie ich bin, kaputt, angeschlagen, nur halb lebendig.

Als ich aus der Kirche ging, kam Arianna zu mir. Ich sah, wie sie sich aus der kleinen Menge um den Sarg löste und auf mich zusteuerte. Sie trug ein schwarzes Kleid, das ich nie an ihr gesehen hatte. Es war ihr zu groß, man sah, dass es nicht theirs war, dass sie es ausgeliehen hatte. Ich habe nichts zu dem Kleid gesagt, dass sie da zehnmal reinpasst. Mit zwanzig hat man kein Kleid für eine Beerdigung, man leiht es sich.

Sie kam zu mir, in der Hand ein Sträußchen mit weißen Blumen, die welk und mickerig aussahen. Alfredo hätte gelacht, er mochte keine Blumen.

Ich mag sie schon, vor allem Sonnenblumen. Deshalb habe ich eine auf den Sarg gelegt. Denn im Grunde genommen war es auch meine Beerdigung.

Ariannas Augen waren rot und geschwollen. Sie hatte die ganze Messe lang geweint und nicht einen Augenblick aufgehört.

Ich habe nicht geweint. Ich habe keine einzige Träne vergossen. Es gibt nichts zu weinen.

»Beatrice, es ist nicht deine Schuld«, sagte sie, den Blick auf die Schuhspitzen gerichtet.

»Nein, ist es nicht. Es ist alles seine Schuld.«

Ich schaute wieder in die volle Kirche.

Im kühlen Halbdunkel wurde Alfredos Sarg von sechs Männern auf die Schultern gehoben.

Sechs Männer für einen Dummkopf, der gerade mal fünfzig Kilo gewogen hat.

Ich drehte mich um und ging weg ohne zurückzuschauen. Es war nicht meine Schuld, dass er gestorben ist. Es hat nichts mit mir zu tun.

Das ist das Einzige, was ich weiß, das Einzige, was ich nicht vergessen will.

2

Als ich klein war, habe ich mich viel gelangweilt. Besonders im Sommer, wenn es zu heiß war, um irgendwas zu tun und im Fernsehen nur Wiederholungen liefen.

In La Fortezza gab es nichts zu tun. Mitte Juni machten die Schulen dicht, und wir Kinder hatten nichts zu tun und wussten nicht, wie wir die Zeit totschiagen sollten. Hausaufgaben machen kam nicht infrage, und Urlaub am Meer war ein Traum, den wir uns nicht leisten konnten.

Das war nicht so schlimm; die meisten von uns hatten das Meer nie zu Gesicht bekommen, und im Viertel fuhr sowieso niemand in Urlaub. Reisen war was für Reiche.

Mein Bruder Francesco und ich verbrachten die Tage damit, mit unseren Schulkameraden in Sonne und Staub zwischen den Gebäuden herumzutoben. Wir spielten Verstecken, Fangen, prügeln uns. Unsere Eltern waren nie da, und wir konnten uns ungehindert balgen. Bei Sonnenuntergang gingen wir nach Hause, voller blauer Flecken und zerkratzt, mit dreckigen Klamotten und roten, verschwitzten Gesichtern.

Abends, wenn es besonders heiß war und man es in der Wohnung nicht aushielt, deckte meine Mutter den Tisch auf dem Balkon, stellte uns Cola hin, zündete Kerzen an, um die Mücken zu vertreiben, und legte die Tischdecke aus Plastik auf, jeden Sommer dieselbe, eine mit Zitronen drauf. Auch

wenn wir kaum um den Tisch passten, freuten wir uns. Für uns war das wie richtiger Urlaub. Mein Vater lächelte und sagte, dass er im Jahr darauf mit uns ans Meer fahren würde. Das versprach er jedes Jahr. Aber wir waren trotzdem glücklich, wir waren zufrieden mit seinen Versprechen, sie reichten uns.

In dem Sommer, als ich Alfredo kennenlernte, war ich acht Jahre alt. Meine Eltern hatten Saisonarbeit bei einer Firma am anderen Ende der Stadt gefunden. Mein Vater arbeitete als Parkplatzwächter, und meine Mutter putzte. Sie gingen morgens früh aus dem Haus und kamen abends zurück, ich sah sie fast nie.

Mein Bruder und ich durften die Wohnung nicht verlassen. Wir mussten sie besetzt halten, weil das Risiko bestand, dass sie weg war, wenn niemand zu Hause war. Irgendwer hätte das Schloss aufbrechen, reinkommen und unser Zeug vom Balkon werfen können. Das war vorgekommen. Irgendwer besetzte die Wohnung, und man konnte nichts dagegen tun. Von einem Tag auf den anderen saß man auf der Straße. Man konnte nicht mal die Carabinieri rufen, aus zwei Gründen: einmal, weil die Streifenwagen nicht nach La Fortezza kamen. Und dann, weil uns die Wohnung nicht gehörte. Auch wir hatten, wie alle Bewohner des Viertels, unsere Wohnung besetzt.

Das war viel früher passiert, als die Häuser neu waren und noch niemand darin wohnte. Die Wohnungen hatten zum Verkauf gestanden und waren alle leer gewesen. Wir haben niemanden verjagt, wir haben keiner anderen Familie das Dach über dem Kopf weggenommen. Wir waren also irgendwie weniger schuldig. Aber jetzt mussten wir von früh bis spät in der Wohnung bleiben. Wir taten so, als würden wir mit Mama und Papa reden. Wir drehten das Radio laut. Wir sangen und

verrückten die Stühle, wie mein Vater es uns gesagt hatte: »Macht möglichst viel Lärm, damit sie hören, dass hier Leute wohnen.«

Aber obwohl wir so viel Krach machen durften, wie wir wollten, langweilten wir uns irgendwann doch fürchterlich.

Deshalb dachte ich mir ein Spiel aus.

Es war ein Wettbewerb zwischen mir und Francesco. Abwechselnd stiegen wir die Treppe bis ins oberste Stockwerk hoch, rannten schnell wieder runter und klingelten unterwegs überall. Wir lachten über die wütenden Flüche der Nachbarn. Sie drohten uns mit Ohrfeigen oder damit, dass sie es unseren Eltern sagen würden, aber das machten sie dann doch nie, und wir wurden jeden Tag dreister, wir ließen keinen aus.

Außer eine Wohnung.

Es gab eine Tür im fünften Stock, wo wir uns nie trauten zu klingeln.

In der Wohnung direkt über unserer wohnte ein Mann, den ich nicht mochte, einer, der nie lächelte. Er war groß und hager, hatte immer dieselben Klamotten an und schielte. Es sah so aus, als würde er dich immer anstarren, seinen Blick hast du gespürt, der brannte. Und er stank. Er zog eine Alkoholflasche hinter sich her und den Gestank von Schweiß und dunklen, verkommenen Straßen, man roch ihn kilometerweit.

Er hatte drei Söhne, die ungefähr so alt waren wie wir, aber Francesco und ich hatten sie nie zu Gesicht bekommen.

Sie waren ein paar Jahre zuvor angekommen, nachts, hatten die Wohnung belegt und das Schloss ausgetauscht. Aus den Gesprächen meiner Eltern hatte ich verstanden, dass sie von außerhalb kamen, aus den Wellblechhütten, die wie Pilze am Fluss entlang aus dem Boden schossen. Dort wohnten die wirklich Armen, solche, im Vergleich zu denen wir hier in La

Fortezza noch reich waren. Wenigstens hatten wir Licht und fließend Wasser.

Die Hütten am Fluss hatten das nicht, nicht mal Klos. Sie machten ins Wasser oder gruben Löcher in den Boden. Wenn meine Mutter die Nase voll hatte von unserem Geschrei und wollte, dass wir Ruhe gaben, drohte sie uns damit, uns zu den Hütten mitzunehmen und uns dort zu lassen, und diese Drohung wirkte immer. Wir hatten Angst vor der Armut, die man da unten am Schilf sah, und deshalb hatten wir auch Angst vor den Bewohnern des fünften Stocks, die von dort kamen.

Die Kinder aus der Wohnung spielten nie mit uns. Wir hörten sie immer weinen, wir kannten ihre Stimmen und ihre Namen, aber die Gesichter, zu denen sie gehörten, sahen wir nie. Sie blieben immer in der Wohnung. Der Alte verschwand oft und ließ sie tagelang allein. Dann kam er total besoffen zurück, und das war die Hölle für die drei, er prügelte sie windelweich. Der Älteste, Massimiliano, bekam am meisten ab, aber auch der Mittlere, der Alfredo hieß, wurde nicht gerade mit Samthandschuhen angefasst. Jedes Mal, wenn der Vater ihn schlug, schrie er wie am Spieß, und manchmal konnte ich wegen dieser schrillen Schreie nicht einschlafen.

Aus den frühen Jahren in La Fortezza war ihm eine weiße Narbe geblieben, die ihm über das Gesicht lief und seine Braue teilte. Eine Erinnerung an seinen Vater aus der Nacht, in der wir uns kennenlernten, eine Nacht vor dreizehn Jahren.

Es war ein Abend im August, zum Ersticken schwül. Ich erinnere mich, dass es auf der Straße seltsam und unnatürlich still war. Hitze und Feuchtigkeit waren wie eine Glocke, die alle Geräusche dämpfte, es war keine Menschenseele unterwegs, es fuhr nicht mal ein Auto vorbei.

Ich konnte in dieser merkwürdigen Stille nicht einschlafen und lag reglos mit aufgerissenen Augen da und starrte das Fenster an, als die Schreie begannen.

Sie kamen von nirgendwoher, ganz plötzlich. Ein langgezogener Schmerzensschrei, dann Schluchzer und ein dumpfes Geräusch von Sachen, die genau über uns auf den Boden krachten, dann noch ein Schrei, aber diesmal kürzer, abgerissen. Ich bekam eine Gänsehaut.

Im Nachbarzimmer sprang meine Mutter aus dem Bett und fing auch an zu schreien.

»Vittorio!«, schrie sie. »Vittò, wach auf! Die Armen da oben, der bringt sie noch um!«

Mein Vater stand fluchend auf, und ich lief in den Flur. Ich traf ihn, während er sich die Hose zumachte und mit meiner Mutter zur Eingangstür lief. Sie bemerkten mich nicht einmal.

Auf der Treppe waren viele Leute, fast das ganze Haus. Von den Schreien geweckt waren sie aus ihren Wohnungen gekommen, die Gesichter schwer von Schlaf, ungekämmt, mit Morgenmänteln, die kaum über den schmutzigen T-Shirts und zerknitterten Schlafanzügen schlossen. Mit einem Mal drängelten und drückten sie sich auf dem schlecht erleuchteten Treppenabsatz herum, redeten durcheinander und fuchtelten mit ihren brennenden Zigaretten herum. Und der Rauch war so dicht, dass man nicht atmen konnte. Ich nutzte das Durcheinander, um ein Stockwerk höher zu steigen, ohne dass meine Eltern es merkten. Ich wollte rausfinden, was passiert war. Vielleicht hatten sie jemanden umgebracht.

Die Türen um den schmutzigen Treppenabsatz des fünften Stocks waren alle verrammelt.

In der Mitte, zusammengekrümmt auf dem Boden, lag eine Vogelscheuche von einem Kind, das sich weinend die Hände

vor das Gesicht hielt. Das Erste, was ich sah, waren seine Haare. Ich dachte, sie wären rot, aber sie waren blutverklebt. Ich stand wie gelähmt da und starrte es an.

Meine Mutter, die ganz vorne in der ersten Reihe stand, war die Erste, die sich bewegte. Sie ging vorsichtig zu ihm hin und berührte es leicht an der Schulter. Das Kind rührte sich nicht, es konnte nicht mehr. Es weinte nur noch, zu Tode erschrocken, sodass auch mir die Tränen kamen.

Genauso ging es auch meiner Mutter, die dort auf dem schmutzigen Treppenabsatz allein mit dem Kind und ihren feuchten Augen so aussah, als stünde sie auf einer Bühne. Schluchzend hob meine Mutter sein Kinn hoch und alle sahen die Maske aus Blut, die es bedeckte. Der offene Mund ohne die beiden Vorderzähne, ein Auge geschwollen und geschlossen, wo sich Blut und Tränen vermischt und eine Kruste gebildet hatten.

Bei dem Anblick brach auch ich, das einzige Kind, das in jener Nacht dabei war, in Tränen aus. Ich brach in Tränen aus, ohne genau zu wissen, warum, und machte damit meinen Vater auf mich aufmerksam, der sich wortlos zu mir umdrehte und nicht schimpfte, weil ich die Wohnung verlassen hatte.

Alfredo sah mich und beruhigte sich. Er starrte mich mit dem Auge, das er noch öffnen konnte, an und wurde so von sich selbst abgelenkt. Vielleicht fragte er sich, was ich rumzuheulen hatte, wo er derjenige war, der übel zugerichtet war.

Wir wussten es noch nicht, aber es würde zwischen uns immer so gehen. Mit der Zeit würden wir das merken.

Wir würden uns nie verstehen.

3

Letzte Nacht hatte ich einen Traum. Ich war kurz vor Morgenrauen auf dem Sofa eingeschlafen, heute stand die Beerdigung bevor. Und träumte von Alfredo.

Viele Jahre über hatte ich nicht von ihm geträumt. Es reichte schon, ihn den ganzen Tag zu ertragen, da fehlte es noch, nachts von ihm zu träumen.

Aber in dieser Nacht war es passiert.

Im Traum war ich in einem Zimmer mit ockergelben Wänden aufgewacht. Diese Wände hatte ich schon einmal gesehen, sie hatten dieselbe Farbe wie der Saal meiner Mittelschule. Ich saß auf dem Boden mit dem Gesicht zur Wand und wollte mich nicht umdrehen. Plötzlich drehte sich das Zimmer um sich selbst. Und er saß vor mir, mit einem Mickey-Maus-T-Shirt, das ihm meine Mutter vor vielen Jahren gekauft hatte.

»Alfredo, dir gefällt's hier richtig, stimmt's?«, fragte ich ihn im Traum.

Er nickte zerstreut. »Bea, wo hast du mich hier hingebacht? Ist echt ätzend hier.«

»Ich weiß. Das ist meine Schule. Alle Schulen sind ätzend«, antwortete ich.

Da schüttelte er den Kopf und schaute mich plötzlich traurig an. »Das ist keine Schule, Beatrice. Das ist dein Leben. Du musst besser hinschauen, näher rangehen.« Ich wollte nicht

schauen, aber er zwang mich dazu, er hob grob mein Kinn an und tat mir weh. Und vor mir war ein riesiger Spiegel und in dem Spiegel wir beide, zuerst winzig klein, aber dann wuchsen wir immer schneller.

Mein Spiegelbild starrte mich an, und ich fing an zu weinen. Er stand da und weinte mit mir zusammen, und sein Spiegelbild sah müde aus, erschöpft und viel älter.

Als ich wach wurde, war meine Mutter bei mir und hatte die Lippen auf meine Stirn gelegt.

»Du hast dich herumgewälzt. Hast du Fieber?«

»Ich habe von Alfredo geträumt, Mama.« Sie kniff die Augen zusammen, als wollte sie mich scharf stellen. Meine Mutter glaubt an Träume.

»Was hat er gesagt?«

»Nichts. Dass es ihm gut geht«, sagte ich, um sie zufriedenzustellen.

»Siehst du, er ist gekommen, um sich zu verabschieden«, sagte sie mit zitternder Stimme, und ich hatte Angst, dass sie von einem Augenblick auf den anderen in Tränen ausbrechen würde. »Er ist gekommen, um sich zu verabschieden.«